espero

Forum für libertäre Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung
5. Jhrg., Nummer 13, Februar 1998

INHALT:

Espero im Internet:
http://www.berlinet.de/trend/espero

Achtung! Der Provider der Berliner Internetzeitung „trend“ hat alle Beilagen also auch „Espero“ aus dem Netz geschmissen. Diese politische Zensur verurteilen wir aufs Schärfste. Die Presseerklärung von „trend“ ist über die Espero-Redaktion erhältlich. Für InternetbenutzerInnen gibt es eine Nothomepage: http://ourworld.compuserve.com/homepages/trend

Editorial

Berlin / Neu Wulmstorf, Februar '98

Liebe Freunde & Freundinnen,
hier ist die Nr. 13 unserer kleinen Zeitschrift und wir hoffen, daß uns wieder eine vielseitige und inhaltsreiche Ausgabe gelungen ist. Die Herausgabe einer kleinen unkonventionellen Zeitschrift erfordert die Motivation von Menschen, die bereit sind für eine solche organisatorisch / publizistisch zu arbeiten, ehrenamtlich, wie es so schön heißt, und damit für jede Edition auch die erforderlichen Mittel zur Verfügung stehen, sind wir auf die Solidarität von interessierten LeserInnen/ BezieherInnen angewiesen.
Beiträge und Artikel aus ESPERO finden auch in anderen Publikationen und im Internet Beachtung. Das ist erfreulich, geht es uns doch um die Verbreitung von kritischen-antistaatlichen Ideen. Notwendig erscheint uns aber die Edition einer eigenständigen libertären Zeitschrift. Nicht verpflichtet einer bestimmten Richtung, sondern offen für eine Diskussion unterschiedlicher Positionen. Dieses Angebot, meinen wir, sollte und verdiente mehr genutzt zu werden.
Die Entwicklung des Kapitalismus, Verarmung und Ausgrenzung von immer mehr Menschen, gleichzeitig wachsender Reichtum für die Nutznießer der wirtschaftlichen / staatlichen Monopole, Privilegien der "Regierenden", das erfordert wohl den täglichen Protest, aber nicht den Verzicht auf längerfristige Zielsetzungen und Veränderungen. Menschen, die keine Hoffnungen, Visionen und Utopien mehr besitzen, sich von der bestehenden Realität völlig vereinnahmen lassen, begehen ihren eigenen psychischen Selbstmord. Nur wer die Hoffnung bewahrt, bleibt aktiv, bewältigt die Gegenwart, besitzt eine Zukunft. Wir sind zuversichtlich, daß wir für die Existenz unserer alternativen Zeitschrift ESPERO weiter das Interesse unserer LeserInnen / BezieherInnen finden und sie uns bei der Verbreitung von libertären Anschauungen unterstützen. Der konservative Journalist Paul Sethe formulierte einmal sehr treffend:
"Pressefreiheit ist die Freiheit von 200 Leuten, ihre Meinung zu verbreiten". Es liegt an uns selbst, Alternativen zu nutzen, unabhängige Publikationen zu fördern, zu verbreiten.
Wer uns behilflich sein will, sollte unsere Literatur-Anbebote beachten, dazu gehören insbesondere unsere aktuellen Sonderhefte. Verschiedene Publizisten behandelten in ESPERO aktuelle Themen, stellten ihre Auffassungen zur Diskussion. Wir wünschen uns auch eine Mitarbeit von Autorinnen!
In dieser Ausgabe können wir, dank unseren Freunden Hans Nowicki und Paul Jordens, die uns ihre Übersetzungen aus dem Englischen zur Verfügung stellten, informative Artikel über B.R.-Tucker und Emile Armand veröffentlichen.*

Dies für die HistorikerInnen, und für die aktuellen Themen sorgen die Beiträge zur geplanten „öffentlichen“ Soldatenvereidigung in Berlin, sowie zu den allgemeinen Bereichen Politiker, Staatsschulden und Arbeitslosigkeit. Diese Themen werden mit aller Voraussicht auch für den Wahlkampf an allen Ecken und Enden der Republik mißbraucht werden. Die anstehenden Kommunal- und Landtagswahlen, sowie die Bundestagswahl werden uns einige Versprechen bringen, die - wie der Blödsinn von der Halbierung der Arbeitslosenzahlen - nicht ihr Papier wert sein werden, auf dem sie notiert sind.
Es liegt bei uns, dem Schwindel der PolitikerInnen Einhalt zu gebieten, ihnen genau auf’s Maul zu schauen und sie zu entlarven. Sie können uns doch nicht ewig belügen und betrügen.
Wir werden auch weiterhin mit unserer kleinen Zeitschrift versuchen, libertäre Inhalte zu vermitteln und Alternativen aufzuzeigen, die unsere Gesellschaft vom Staat befreien könnten.

Ferner möchten wir noch auf unsere, bisher noch nicht erschienenen Espero-Sonderhefte aufmerksam machen, für die wir gerne jetzt schon Vorbestellungen entgegen nehmen (siehe letzte Seite). Dazu kommt ca. Februar/März 98 ein Text von Dr. Rolf Engert „Wohlauf Ich!“ mit Vor- und Nachwort, sowie Textanmerkungen. (ca. 60 Seiten / ca. 10,--DM).

*Der Beitrag über Armand erscheint aus technischen Gründen in der nächsten Ausgabe.

Informationen über die Repressionen gegen italienische AnarchistInnen gegen Portospende bei:

Solidaritätskommitee Italien
c/o Infoladen
Breisacher Str. 12
81677 München

Impressum

Redaktion:
Uwe Timm
Wulmstorfer Moor 34 b
21629 Neu Wulmstorf

Postbank Hamburg
Kto.Nr. 0253827-207
BLZ 200 100 20
(Uwe Timm)

Endredaktion und V.i.S.d.P.:
JochenKnoblauch
Knobelsdorffstr.8
14059 Berlin

Redaktion in der Schweiz:
André Siegenthaler
c/o Anares
Postfach
CH-3000 Bern 8

ABO für 5 Ausgaben:
20,00 DM incl. Versand.

Einzelpreis (incl. Porto)
4,50 DM (in Briefmarken)

WiederverkäuferInnen ab 4 Ex./pro Ausgabe 2,50 DM/Stck. gegen Vorauskasse (incl. Versand). Auf die Espero-Sonderhefte gewähren wir 30% Rabatt.

PAUL AVRICH:

BENJAMIN TUCKER UND SEINE TOCHTER

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Hans Nowicki

(...)Als führender Vertreter des individualistischen Anarchismus machte Tucker die Ideen von Proudhon, Bakunin, Stirner und anderen Anarchisten und dem Anarchismus Nahestehenden einer wißbegierigen Leserschaft zugänglich. Sein Hauptwerk bestand in der Herausgabe seiner Zeitschrift *Liberty*, des besten anarchistischen Periodikums in englischer Sprache, wie Joseph Ishill richtig urteilte.[1] Anders als Alexander Berkman, dessen *Gefängniserinnerungen eines Anarchisten* ein Klassiker wurden, schrieb Tucker nie ein großes Buch. Und im Gegensatz zu Emma Goldman oder Johann Most erwarb er sich auch kein Ansehen als Redner. (Nur wenn es die Situation erforderte, hielt er Reden und fühlte sich „niemals so unbehaglich und verlegen“, wie er bekannte, wenn er vor einem Auditorium stand.)[2]

Aber Tucker war ein ausgezeichneter Übersetzer, der sich allein mit der Wiedergabe von Proudhon und Bakunin (um nicht von Victor Hugo, Tschernyschewski und Tolstoi zu reden) einen Ehrenplatz in der Reihe der Anarchisten verdiente. Darüber hinaus war er ein erstklassiger Redakteur und Schreiber, einer der besten Journalisten, die der amerikanische Radikalismus hervorgebracht hat. Auf *Liberty* hatte er besonderen Grund, stolz zu sein. Sie war peinlich genau gestaltet und redigiert und hatte hervorragende Mitarbeiter, nicht zuletzt Tucker selbst. Ihr Debüt im Jahre 1881 war ein Meilenstein in der Geschichte der anarchistischen Bewegung, und sie erwarb sich einen Leserkreis überall da, wo Englisch gelesen wurde. Außerdem veröffentlichte Tucker als Verleger über einen Zeitraum von nahezu dreißig Jahren kontinuierlich Bücher und Broschüren über Anarchismus und verwandte Themen. Damit, schrieb ein Verehrer, leistete er „mehr praktische Arbeit für die Förderung der Freiheit als irgendjemand anders, Proudhon möglicherweise ausgenommen.“[3]

Dies schrieb Laurance Labadie 1935. Zu dieser Zeit war Tucker praktisch verges-

---

[1] Joseph Ishill an Pearl Johnson Tucker, 7. September 1938, Tucker Papers, New York Public Library.

[2] *Liberty*, Januar 1897.

[3] Laurance Labadie an Joseph Ishill, 7. Mai 1935, Ishill Collection, Harvard University.

sen, ein Mann, der, wie H. L. Mencken sagte, „sehr viel mehr Berühmtheit“ verdiente, „als er erlangte“.[4] Und wenn man sich heute bis zu einem gewissen Grad überhaupt an ihn erinnert, dann nicht wegen irgendeiner sensationellen Tat, vergleichbar mit Berkmans Angriff auf Henry Clay Flick, sondern wegen dem, was er schrieb und veröffentlichte, davon fast alles in seiner Zeitschrift *Liberty*. Sein Leben, so bewundernswert es war, war nicht von aufregender Natur. In Hinblick auf Aufregung, Farbe oder Spannung kann es nicht mit dem von Bakunin, Kropotkin oder Malatesta verglichen werden, noch weniger mit dem von Durruti, Vanzetti oder Machno. Sicherlich gab es erwähnenswerte Begebenheiten in seinem Leben: Tuckers früher Verkehr mit dem Anarchismus, seine Verführung durch Victoria Woodhull, seine Kontroverse mit Johann Most, um nur einige zu erwähnen. Doch das waren nur kleine Wellen in einer ansonsten ununterbrochenen Strömung. Tucker war eher ein Mann des Geistes als der Tat. Seine Monate und Jahre waren meistens mit der Ausarbeitung seiner Ideen ausgefüllt sowie mit der Veröffentlichung seiner Bücher und Zeitschriften, vor allem *Liberty*. Deshalb legten Historiker unter Vernachlässigung seines Privatlebens Nachdruck auf Tuckers Rolle als Publizist. Wenig wurde über den Menschen Tucker geschrieben.

Beim Studium der verfügbaren Quellen können wir sehr viel über die menschliche Seite Tuckers lernen, vieles davon von beträchtlichem Interesse. In seiner körperlichen Erscheinung war er ein stattlicher Mann, 1,76 Meter groß und über 75 Kilogramm schwer, hatte durchdringende dunkle Augen, dunkelbraunes Haar und einen ordentlich zurechtgeschnittenen Bart und Schnurrbart. (In den späteren Jahren rasierte er den Bart ab, behielt den Schnurrbart aber bis zum Ende.) Immer tadellos gekleidet, war er nur selten in Hemdsärmeln zu sehen oder anderweitig zwanglos angezogen.

Um seine gepflegte Erscheinung zu erhalten, entfaltete Tucker eine peinliche Genauigkeit in Einstellung und Verhalten während seines langen Lebens. In den letzten Jahren war er zurückhaltend und verschlossen. Er war ohne jeden Snobismus oder Rassen- und Klassenvorurteile, aber er legte immer die aristokratische Haltung eines Mitglieds des gebildeten Standes Neu-Englands an den Tag. Obwohl er einen großen Bekanntenkreis hatte, ging er nicht leicht Freundschaften ein, und nur wenige standen mit ihm auf vertrautem Fuß. George Schumm, William Bailie und andere nahe Mitarbeiter von *Liberty* sprachen ihn in ihren Briefen immer als „Mr. Tucker“ an.

Diese Eigenschaften spiegelten sich deutlich in Tuckers Schriften wider. Er besaß die Vorzüge von Disziplin, Beständigkeit und hohen Ansprüchen. Er arbeitete mit großer Konzentration, Genauigkeit und Aufmerksamkeit für das Detail. Seine Verstandesschärfe, Klarheit des Stils und sein Festhalten am Grundsatz waren sprichwörtlich. Er hatte nicht nur einen scharfen analytischen Verstand und eine wahre Begabung literarischer Kunstfertigkeit, sondern er war auch äußerst gewissenhaft in dem, was er dachte und wie er es ausdrückte. Und er war allzusehr konsequent. (Tuckers große Schwäche, beob-

[4] H. L. Mencken an Joseph Ishill, 18. Mai 1935, in *The Oriole Press: A Bibliography*, herausgegeben von Joseph Ishill (Berkeley Heights, N.J. 1953), S.332.

achtete ein Mitarbeiter, war seine „Angst, widersprüchlich zu sein.“)[5]

Bemerkenswert ist, wie wenig Tuckers Ideen und Prosa sich im Laufe seines Lebens änderten, das sich vom Vorkriegs-Massachusetts[6] bis an die Riviera am Vorabend des 2. Weltkriegs spannte. Was er zu sagen hatte, das sagte er gerade heraus, überzeugt und gut begründet. Seine Offenheit wurde jedoch selten durch Taktgefühl gebremst. Er war ein aufbrausender, angriffslustiger Polemiker, feinfühlig gegen Kritik und sich seines eigenen hohen Wertes sicher. Ebenso überzeugt von der Richtigkeit seiner Ansichten, wich er seinen Gegenspielern nur selten einen Fußbreit. In seiner Schreibweise, bemerkte J. William Lloyd, ein ehemaliger Mitarbeiter von *Liberty*, war Tucker „rechthaberisch bis zum Extrem, ausgesprochen überheblich, einschüchternd und dominierend, seiner ‘Richtschnur’ treu, gleichgültig, wer abgeschlachtet wurde, und duldete weder Meinungsverschiedenheiten noch Widerspruch oder Ablehnung. Beißender Sarkasmus, ätzende Verachtung, Schmähungen, die manchmal beinahe tatsächlich Beleidigungen waren, wurden über jeden ausgegossen, der es wagte, Kritik zu üben oder zu opponieren.“[7]

Denn Tucker war, wie seine Gefährtin Pearl Johnson von ihm sagte, „zuerst, zuletzt und immer ein Polemiker, und darin lag seine Stärke.“[8] Ständig wies er seine Widersacher zurecht, stellte sie richtig und machte auf Irrtümer in ihrer Logik aufmerksam. Freund wie Feind gleichermaßen müssen mit zitternden Fingern jede neue Ausgabe von *Liberty* in Furcht vor diesem „scharfen, klaren Stil“ geöffnet haben, wie es C. L. Swartz beschrieb, „der die Freude seiner Anhänger und die Verzweiflung seiner Gegner war.“[9] Nicht einmal seine engsten Mitarbeiter entgingen seinen Angriffen („Wie Du Dich auf einen Gefährten stürzt!“ protestierte J. B. Robinson).[10] Tucker stellte Stephen Pearl Andrews, seinen Seniorpartner seit 42 Jahren, wegen der Verzerrung der Ansichten Proudhons zur Rede. Andrews Erwiderung war ein Muster an Schlichtung: “Du sprichst von meiner falschen Darstellung Proudhons. Du wirst mir das Recht widerfahren lassen, mir zu glauben, daß, wenn ich das so in irgendeiner Einzelheit getan habe, es deshalb war, weil ich ihn mißverstanden habe. Das ist durchaus möglich, denn meine Untersuchung war bekanntlich hastig. Aber Du sagst mir nicht, an welchem Punkt oder welchen

[5] Henry Appleton in *The Truth Seeker*, 2. April 1887.

[6] Gemeint ist der Sezessionskrieg (Amerikanischer Bürgerkrieg) von 1861-1865. Benjamin Ricketson Tucker wurde am 17.4.1854 bei New Bedford (Mass.) geboren und starb am 22.6.1939 in Monaco, [Anmerkung des Übersetzers].

[7] *Free Vistas: An Anthology of Life and Letters*, herausgegeben von Joseph Ishill, 2 Bde. (Berkeley Heights, N.J. 1933-1937), II, S.281.

[8] Siehe Joseph Ishill an Pearl Johnson Tucker, 26. Dezember 1938, Ishill Collection.

[9] Vorwort zu *Individual Liberty: Selections from the Writings of Benjamin R. Tucker*, herausgegeben von C. L. Swartz (New York 1926), S.V.

[10] *Liberty*, 27. Juni 1896.

Punkten. Wenn Du es vorziehst, dies zu tun und ich es dann genauso sehe wie du, dann bin ich durchaus gewillt und verlange auch danach, es in Übereinstimmung mit der Wahrheit abzuändern. Was wir beide wollen, ist die Wahrheit.“[11]

Für Schlichtung jedweder Art hatte Tucker nichts übrig. Ein „glänzender Eiszapfen an Logik,“ charakterisierte ihn ein Freund,[12] der an Beweisführung seine Freude fand, wobei er übermäßige Energie in Haarspaltereien und fruchtlosen Debatten verbrauchte. Er schoß seine „spitzen Pfeile mit eiskalter Unparteilichkeit gegen Feind und Freund,“ bemerkte Voltairine de Cleyre, „traf schnell und scharf schneidend - und war jederzeit bereit, einen Verräter festzunageln.“ Lizzie M. Holmes beklagte sich über den Geist an „Intoleranz, Heftigkeit und Beschimpfung“, von dem Tuckers Äußerungen durchtränkt waren. Warum, so fragte sie, sollte ein Liebhaber der Freiheit eine solch streitsüchtige Neigung zeigen?[13] W. C. Owen sah Tucker als einen dieser „kalten Enthusiasten“, die ihr Ziel stets vor Augen haben und direkt daraufzumaschieren, ohne sich dabei um den Beifall der Menge oder Geldgewinn zu kümmern. Tucker konnte nicht widersprechen. „Das ist das erste Mal, daß ich als ein ‘kalter Enthusiast’ bezeichnet werde,“ schrieb er an Owen, „aber ich stelle fest, daß die Charakterisierung ins Schwarze trifft. Um die Wahrheit zu sagen, ich bin ein klein wenig stolz auf meine Frostigkeit.“[14]

Daß eine Kälte, um nicht zu sagen Seichtigkeit, des Geistes viel von Tuckers geschriebener Arbeit durchdrang, läßt sich kaum bestreiten. Obwohl er eine „mächtige Feder“ führte, wie Emma Goldman schrieb, war er weit davon entfernt, ein „großer Charakter“ zu sein, und seine Einstellung gegenüber den kommunistischen Anarchisten, zu denen sie sich zählte, war „mit beleidigendem Haß belastet.“ „Nein, ich sah Tucker nie,“ schrieb sie 1930, als sie beide an der Riviera weilten. „Ich würde nicht um die Ecke gehen, um ihn zu treffen. Er war ein komischer alter Kauz, bevor er alt wurde, und ist kleinlich in seiner Haltung gegenüber anderen sozialen Schulen.“[15] Die Antipathie, das sollte festgehalten werden, beruhte auf Gegenseitigkeit. Es hat „nie viel Liebe zwischen uns gegeben“, bemerkte Tucker über Goldman, „obwohl sie über einige ausgezeichnete Qualitäten verfügt und es mir leidtut, daß sie so schlecht behandelt worden ist. Auf Umwegen hörte ich eines Tages, daß sie bei ihrer Rückkehr an die Riviera beabsichtigte, bei mir hereinzuschauen!! (Wo bloß *verstecken*? das ist die Frage. ‘Alles für eine Hütte in irgendeiner weiten Wildnis!’)“[16]

Denjenigen, die Tucker nur aus seinen Schriften kannten, mußte er arrogant, rachsüchtig und grausam erscheinen. Nach J. William Lloyd konnte man keine Ausgabe von *Liberty* lesen, ohne den Eindruck zu gewinnen, daß er „ein die meiste Zeit zorniger Feuerfresser“ war. Doch nichts könnte weiter von der Wahrheit entfernt sein. Denn entgegen all seiner Schärfe in der Schrift war Tucker gleich-

---

[11] Andrews an Tucker, 7. Mai 1876, Tucker Papers.

[12] William W. Gordak an George Schumm, 31. Juli 1898, Labadie Collection, University of Michigan.

[13] Voltairine de Cleyre, *Selected Works* (New York 1914), S.115f.; *Liberty*, 26. Juli 1890

[14] *Freedom*, Juni 1927; Tucker an Owen, 22. Juni 1927, Ishill Collection.

[15] Emma Goldman, *Living My Life* (New York 1931), S.232; Goldman an Agnes Inglis, 11. April 1930, Labadie Collection.

[16] Tucker an Joseph Ishill, 27. Oktober 1934, Ishill Collection.

bleibend herzlich im privaten Umgang. Dies war für Leser von *Liberty* überraschend, wenn sie ihn das erste Mal trafen. „Von Angesicht zu Angesicht war dieser Tiger eine Taube," bemerkte Lloyd. Albert Chavannes hielt ihn für „den sanftmütigsten Piraten, der jemals eine Kehle durchgeschnitten oder ein Schiff versenkt hatte"; für C. L. Swartz war er „der umgänglichste und höflichste Gentleman und wärmste Freund."[17]

Was erklärt dann den Eindruck von Kälte oder Zurückhaltung, den er bei so vielen anderen hinterließ? Laut seiner Schwägerin Dr. Bertha F. Johnson wurde dies lediglich durch Tuckers Schüchternheit verursacht.[18] Schüchternheit könnte auch als Erklärung für Tuckers Unzulänglichkeit als Volksredner dienen, ebensogut wie sein häufiges „leicht nervöses" Lachen.[19] Tucker selbst gab in einem Brief an Jo Labadie zu, daß „ich schüchtern bin, sowohl im Vertrautwerden mit Kindern als auch mit Erwachsenen, was also bedeutet, daß ich in der Tat sehr schüchtern bin."[20] Darüber hinaus ging mit seiner Schüchternheit ein Mangel an körperlicher Robustheit einher, der sich bis zu seiner frühen Kindheit hin zurückverfolgen läßt. „Wahrscheinlich muß ich Dich nicht an das Baby erinnern, daß ich in unserem Jungenalter war," schrieb er an einen Cousin gegen Ende seines Lebens, „abgeneigt, Kraftakte zu vollbringen, ängstlich bis zum Extrem in allen Kraftsportarten und plärrend beim geringsten Anlaß. Ich bin immer noch derselbe Feigling, und ich schäme mich heute noch genauso wie ich mich damals dafür geschämt habe."[21]

Reserviert, wie er war, gab es auch eine unbeschwertere Seite in Tuckers Persönlichkeit. Er war weit davon entfernt, ein Asket zu sein, beschrieb ihn Victor S. Yarros.[22] Er genoß Spiele und Konzerte. Er kannte und schätzte gutes Essen. „Ich war immer ein Feinschmecker," schrieb er 1936, „und auch ein Gourmand bis zu dem Maß, wie ich es mir leisten konnte, und manchmal auch bis zu einem Maß, in dem ich es mir nicht mehr leisten konnte."[23] Darüber hinaus hatte Tucker entgegen all seiner Schüchternheit mehrere Liebesaffären - z.B. mit Victoria Woodhull und Sarah E. Holmes -, bevor er die schöne junge Frau mit dem „klassischen Gesicht" fand, die seine aufs innigste geliebte Gefährtin wurde.[24]

Sein alter Mitarbeiter George Schumm empfahl Pearl Johnson für die Arbeit in Tuckers Unique Book Shop in New York City während der letzten zwei Jahre seines Bestehens (von 1906 bis 1908). Sie war 25 Jahre lang Tuckers Assistentin, und er kannte die Familie ihrer Mutter von seiner Jungenzeit in Massachusetts

---

17 Ishill (Hrsg.), *Free Vistas*, II, S.280f., 298. Vergleiche George Schumms Bemerkung, daß Tucker „einer der freundlichsten Menschen" war, „ohne, wie auch immer, das zu sein, was wir einen 'guten Kerl' nennen." Schumm, „Benj. R. Tucker: A Brief Sketch of His Life and Work," *The Freethinkers ´Magazine*, Juli 1893.

18 Bertha F. Johnson an Agnes Inglis, 12. Februar 1936, Labadie Collection.

19 J. William Lloyd in *Free Vistas*, herausgegeben von Ishill, II, S.280

20 Benjamin R. Tucker an Joseph A. Labadie, 12 August 1888, Labadie Collection.

21 Benjamin R. Tucker an Charles Almy, 15. März 1925, Tucker Papers.

22 Victor S. Yarros, „Philosophical Anarchism: Its Rise, Decline, and Eclipse," *American Journal of Sociology* 41, (January 1936): S.471. Yarros war während der späten 1880er und frühen 1890er Mitherausgeber von *Liberty* und einer ihrer produktivsten Mitarbeiter.

23 Benjamin R. Tucker an den Herausgeber von *American Journal of Sociology*, 11. April 1936, Tucker Papers.

24 Die Beschreibung stammt aus J. William Lloyds *Free Vistas*, herausgegeben von Ishill, II, S.282f..

her. Zwei Jahre vor seinem Tod dankte Tucker Schumm dafür, sie zusammengebracht zu haben. „ Das war ohne Zweifel der größte Glückstreffer, den ich jemals in meinem Leben hatte," schrieb er. „Ich erkenne es mehr und mehr, wo die Zeit voranschreitet. Wie wenig wir von der Zukunft wissen, und die Überraschungen! Ein Wort fällt, und ein Kind wird geboren. Ich danke Dir von ganzem Herzen!"[25]

Das Kind war Oriole Tucker, die im Novenber 1908 das Licht der Welt erblickte, zehn Monate nach dem Feuer, das das Lagerhaus ihres Vaters auslöschte und seiner dreißigjährigen publizistischen Tätigkeit ein Ende setzte. Im Alter von 54 Jahren war Tuckers Laufbahn als Publizist beendet. Sechs Wochen nach Orioles Geburt setzte die Familie nach Europa über. Tucker kehrte niemals mehr in die Vereinigten Staaten zurück. Oriole wurde in Frankreich und in Monaco großgezogen, wo sie bis zum Tod ihres Vaters 1939 lebte. Sie war Tuckers einziges Kind, und er war ihr tief ergeben.[26] Aufgeweckt und hübsch, sprach sie einwandfrei Französisch und Englisch und wurde eine ausgezeichnete Pianistin. Bis zum Alter von fünfzehn Jahren besuchte sie keine Schule. Ausgestattet mit Lehrbüchern der Calvert School in Baltimore unterrichtete ihre Mutter sie zu Hause. Als sie schließlich doch zur Schule ging, erreichte sie ein hervorragendes Zeugnis. Zu Hause wurde sie in Übereinstimmung mit den libertären Prinzipien ihrer Eltern aufgezogen. Sie hatte ihr eigenes Zimmer, sagte Tucker, „das beinahe ihre Burg ist und das ihr Vater selten betrat, außer unter dem Druck von Unumgänglichkeit. Es gibt einen Vierzeiler von Emerson, den ich gerne zitiere: 'Wenn die Kirche sozialen Wert hat, / Wenn das Parlament das Heim ist, / Dann ist der vollkommene Staat gekommen,- / Der Republikaner zu Hause.' In meinen späteren Jahren habe ich mich bemüht, *Den Anarchisten zu Hause* zu verwirklichen, und es scheint mir, daß meine Anstrengung in dieser Beziehung durchaus nicht vergeblich war."[27]

Am 21. Januar 1973 besuchte ich Oriole Tucker in ihrem Haus in Ossining, New York, mit der Absicht, sie über ihren Vater zu interviewen, besonders über die persönliche Seite seines Lebens. Sie war mit Jean Riché, einem französischen Küchenchef, verheiratet und unterrichtete Französisch an der ein paar Meilen entfernten Dobbs Ferry Middle School. Ihr Haus befand sich an der Stelle der ehemaligen Stillwater-Kolonie, einer kurzlebigen Lebensgemeinschaftsschule, die von Ralph Borsodi 1939 gegründet wurde. Auf der anderen Seite der Straße lebte Beatrice Schumm Fetz, die Tochter von Tuckers langjährigen MitarbeiterInnen George und Emma Schumm, während am Fuß des Hügels das Haus von Margaret Noyes Goldsmith stand, einer Enkelin von John Humphrey Noyes, dem berühmten Gründer der Oneida-Gemeinschaft.

Oriole war eine gutaussehende Frau mit bemerkenswerten Augen, eine jugendliche Erscheinung mit einem klaren Erin-

---

25 Benjamin R. Tucker an George Schumm, 28. Juni 1937, Tucker Papers.

26 Alexis Ferm, der anarchistische Lehrer, beobachtete Tuckers „einfache Freude in allem, was das Kind betrifft, und wenn es irgendeine Beziehung zwischen Mann und Frau gibt, die würdevoller ist als die von Dir und Pearl, müssen wir sie noch kennenlernen." Ferm an Tucker, 18. Dezember 1908, Tucker Papers.

27 Tucker an Almy, 15. März 1925, Tucker Papers. „Ich kenne keinen Menschen," schrieb C. L. Swartz über Tucker, „der näher daran herangekommen wäre, gemäß seiner Philosophie und seiner Wünsche zu leben, als er." Ishill (Hrsg.), *Free Vistas*, II, S.300.

nerungsvermögen, besonders, was ihre Eltern betraf. Ich freute mich darauf, in einem fortgeschritteneren Stadium meiner Forschung zurückzukehren, um mit ihr wieder über ihren Vater zu sprechen. Aber sie starb plötzlich im Juni 1974 im Alter von 65 Jahren. Deshalb wurde unsere Unterhaltung nie vervollständigt. Was sie mir während unseres Treffens berichtete, ist dennoch sehr interessant. Sie erzählte das Folgende.

Oriole Tucker

Ich wurde am 9. November 1908 geboren und von Dr. E. B. Foote entbunden, einem Freund und libertären Gefährten Vaters. Ich wurde nach J. William Lloyds Tochter Oriole Lloyd benannt. Meine Eltern hatten gehofft, ich würde am 11. November, dem Jahrestag der Haymarket-Hinrichtungen, auf die Welt kommen. Nach dem verheerenden Feuer im Januar 1908 beschloß Vater, nach Frankreich zu gehen. Er wollte nicht noch einmal von vorne anfangen. Außerdem liebte er Frankreich und sagte immer, daß er in Frankreich zu sterben wünsche. Mutter und er gingen im Sommer 1908 nach Paris und mieteten ein Haus im Vorort Le Vésinet nahe Saint-Germain. Sie kamen in die USA zurück, um mich hier zur Welt zu bringen (Mutter erwartete eine schwere Geburt und wollte die Familie dabeihaben). Aber an Weihnachten war ich, sechs Wochen alt, in Frankreich. Und dort blieb ich. Als ich dreieinhalb war, kamen Mutter und ich für ein paar Monate in die Staaten, um ihre Familie zu sehen. Nach dem Krieg kamen wir jedoch niemals als Familie zurück. 1936 war ich für drei Monate allein hier. Amerika war für mich so weit weg wie der Mond. Für mich war es ein Märchenland: Mutter redete weiterhin darüber, versuchte es so am Leben zu erhalten, aber mir erschienen die ganzen Namen, die ich hörte, wie Leute, die einer Mythologie entstiegen.

Mutter - Pearl Johnson - war die Tochter eines Neu-England-Paars, Horace Johnson und Florence Hull, einer von vier Töchtern von Moses Hull, einem Pfarrer mit fortschrittlichen Ansichten, der ein weit bekannter Spiritualist wurde. Pearl ging zum Sunrise Club in New York und lernte Bea Schumm kennen. Es war George Schumm, der sie Vater ein paar Jahre, bevor ich geboren wurde, als Mitarbeiterin für seinen Buchladen empfahl. Eine von Mutters Schwestern war Dr. Bertha Johnson. Fred Schuler, der als Handlungsreisender für *Liberty* arbeitete, war Tantchen Berthas Freund. Er hatte einen Sohn mit Adeline Champney, Horace Champney, der der Quäker war, der vor ein paar Jahren mit einem Boot nach Vietnam fuhr, um gegen den Krieg zu protestieren.

Als Vaters Mutter starb, hinterließ sie ihm eine schöne Summe Geld. Er legte es in einer Jahresrente an und hatte seither ein komfortables Einkommen von 1.650 $ im Jahr. In New York lebte er angenehm, wenn auch nicht verschwenderisch, in einer Zweiraum-Hotel-Suite. Ein weiterer Grund für seinen Entschluß, nach Frankreich zu gehen, war, daß er und die Familie mit seinem Einkommen dort ziemlich gut leben konnten. Nebenbei bemerkt waren meine Eltern nie gesetzlich verheiratet. Dennoch waren sie das monogamste Paar, das ich kannte und bis zum Ende absolut einander zugetan. Seltsamerweise hielten sie viel davon, getrennte Räume zu haben und, wenn man die Mittel dazu hatte, sogar eigene Häuser, um sich dann zu treffen, wenn sie das wollten. Obwohl sie sich das nicht leisten konnten! Ich hingegen mochte die Einstellung meines

Mannes, nachts nach Hause zu kommen und nicht planen und einen Termin machen zu müssen, um ihn zu sehen!
Die ersten sechs Jahre lebten wir in Le Vésinet und reisten ziemlich viel. Im Winter nach Kriegsausbruch befanden wir uns mit Henry Bool in England,[28] und als wir nach Frankreich zurückkehrten, zogen wir in eine Mietwohnung nach Nizza um. Dort blieben wir elf Jahre. Aber die Steuern stiegen in Frankreich rasant an, so daß wir nach Monaco umzogen, wo wir für dreizehn Jahre ein hübsches Haus mieteten und Vater 1939 starb.
Während des Krieges war Vater von Beginn an Anti-Deutscher. Die deutsche Regierung, deutscher Militarismus, deutsche Reglementierung - er haßte das alles mit Leidenschaft. Und er liebte Frankreich. Frankreich war das einzige, was zählte - französisches Essen, französischer Wein, französische Zeitungen und Bücher. Dort wollte er begraben werden. Er kehrte niemals in die Vereinigten Staaten zurück, wollte das auch niemals. Er sprach nicht sehr gut Französisch, las es aber leicht. Er bewunderte Clemenceau sehr stark, dem er körperlich sehr ähnelte.
Nach dem Krieg fürchtete Vater sich vor Belästigung. Er fürchtete sich als Ausländer davor, behelligt zu werden. Er wollte alleingelassen werden. Es gab keinen Kontakt mit Emma Goldman oder Alexander Berkman, die in Südfrankreich lebten. Vater konnte beide nicht leiden. Mutter war mit Emma Goldman in New York befreundet gewesen, und einmal sah sie beide in Nizza auf der Straße, entschloß sich aber, sich ihnen nicht zu nähern. John Henry Mackay[29] pflegte herunterzukommen, und George Bernard Shaw kam einmal zum Nachmittagstee. Als ich achtzehn war, gab ich Henry Cohens Schwester Französischunterricht. Pryns Hopkins[30], der in Nizza lebte, kam zu Besuch herüber, und ein Neffe Tolstois, aber andererseits nicht viele von Vaters alten Freunden.
In Frankreich lebte die Familie ein anarchistisches Leben. Wenn ich eine Frage stellte - z.B. wie wir in der Welt ohne Polizei zurechtkommen würden - sagte Vater, schlag nach auf Seite so und so in *Instead of a Book*.[31] Im Gegensatz dazu erklärte Mutter sehr gründlich. Sie war eine geborene Lehrerin und Psychologin. Vater war der geborene Nichtlehrer. Er konnte nicht zu einem jungen Menschen sprechen. Mutter gab mir immer vernünftige Antworten. Er hatte es alles ausgearbeitet - es war sehr entmutigend, mit ihm zu sprechen - er hatte immer unwiderlegbare Argumente, er schien immer Recht zu haben. Und das brachte mich zum Schweigen. Er berücksichtigte keine menschlichen Gefühle und Schwächen. Er haute alles der Reihe nach um und ließ die Fetzen fallen, wo sie waren. Mutter meinte ebenfalls, daß er kein psychologi-

[28] Bool war gebürtiger Brite und Möbelhändler in Ithaka, New York, der Tuckers publizistische Tätigkeit unterstützte. Er kehrte zum Haus seiner Kindheit bei Montecute, Somerset, zurück, wo er 1922 starb.

[29] Mackay, ein schottisch-deutscher Anarchist der individualistischen Schule, war ein Mitarbeiter von *Liberty* und Freund Tuckers bis zu seinem Tod 1933. Sein bemerkenswerter Roman *Die Anarchisten* wurde von Tucker 1891 in englischer Übersetzung veröffentlicht.

[30] Hopkins, ein libertärer Sozialist, betrieb von 1912 bis 1918 eine Experimentalschule in Santa Barbara, Kalifornien. 1926 begann er mit einer weiteren Schule nahe Paris, die sich mehrere Jahre hielt und es war während der späten 20er oder frühen 30er, als er Tucker in Monaco besuchte.

[31] Tuckers einziges Buch, *Instead of a Book: By a Man Too Busy to Write One* (New York 1893), war eigentlich eine Auswahl aus seinen Schriften in *Liberty*.

sches Verständnis für Menschen habe. Er hatte eine starke Zuneigung zu und große Hochachtung vor mir, aber wir konnten über nichts diskutieren.[32]

Nebenbei bemerkt liebte Vater Kontrakte. Wir hatten vertragliche Übereinkünfte rund um den Haushalt. Als ich achtzehn war, verfaßte er ein schriftliches Abkommen darüber, welchen Anteil ich von dem zu zahlen hatte, was ich mit Klavierstunden verdiente. Das mag kalt und berechnend erscheinen, doch es machte alles klar und einfach. Niemals würde er mein Zimmer betreten haben, ohne vorher anzuklopfen, auch als ich noch ein kleines Mädchen war. Er war altmodisch in vielerlei Hinsicht. Zwei- oder dreimal fuhr er in Paris in einem Auto. Aber er war vor ihnen zu Tode erschrocken. Er dachte, sie wären gefährlich. Als Ergebnis mochte ich sie auch nicht und stieg für lange Zeit in keines ein.

Irgendwann in den 20ern schrieb Victor Yarros einen Artikel über Anarchismus, in dem er im Grunde genommen seine ganze Verbindung mit dem Anarchismus und seine komplette Vergangenheit verwarf. Das machte Vater rasend. Er schrieb ihm, und es gab eine bittere Auseinandersetzung. Um diese Zeit ereignete sich die Sacco-und-Vanzetti-Affäre. Das war der erste Kratzer in meinem guten Gefühl zu Amerika. Vater schrieb einen Brief an eine amerikanische Zeitung, in dem er das Zerrbild von Justiz, das dort stattfand, vernichtete. Während der letzten Jahre seines Lebens begann der Spanische Bürgerkrieg. Er war sicherlich gegen Franco, aber er regte sich anscheinend nicht darüber auf. Dagegen war er wegen des sich nähernden Weltkrieges sehr beunruhigt. Er meinte, wir sollten nach Dänemark flüchten, wo es sicher wäre! Wir waren sehr erschrocken über München.[33] Die Lage wurde immer schlimmer. Wir wußten nicht, was wir tun sollten - ihn aus seiner gewohnten Umgebung reißen und nach Amerika gehen, um bei Tante Bertha zu leben? Es war tatsächlich eine Gnade, daß er starb, als er es tun wollte, wissen Sie. Noch am nächsten Tag verpackten wir seine Bücher und Papiere. Am 5. Oktober 1939 erreichten wir New York. Mutter ging zu Tante Berthas Farm, und ich blieb bei George Macdonald[34], einem erbärmlichen Isolationisten im höchsten Maße! 1940 nahmen wir uns eine Wohnung in der Amsterdam Avenue. Mutter starb dort 1948. Ich heiratete in der Zwischenzeit. Mutter starb, als meine erste Tochter sechs oder acht Monate alt war. Meine ältere Tochter Marianne hatte ein Gehirn wie ihr Großvater, doch mit wieviel Sympathie und Verständnis für jeden. Nun ist sie 25 und macht ihren Magister in Sozialarbeit in

---

32 Laut W. C. Owen hatte sich Tucker „immer dem Leben ferngehalten", und seine Arbeit „schmeckte zu sehr nach den feinen Abstraktionen, die Philosophen seit unvordenklichen Zeiten geschrieben haben." Owen an Joseph A. Labadie, 5. Dezember 1913, Labadie Collection. George Bernard Shaw beobachtete es ähnlich: „Tucker ist ein sehr anständiger Zeitgenosse, aber wie die meisten Intellektuellen beharrt er darauf, einer Welt Bedingungen zu diktieren, die sich selbst gemäß den Gesetzen des Lebens organisiert, welche er nicht mehr versteht als Du oder ich." Shaw an James Gibbons Huneker, 6. April 1904, in: Shaws *Collected Letters, 1898-1910*, herausgegeben von Dan H. Laurence (New York 1972), S.415f.

33 Gemeint ist das Münchner Abkommen, das am 30. September 1938 in Kraft trat. Im M.A. wurde zwischen Großbritannien, Frankreich, Italien und Deutschland (ohne Beteiligung der Tschechoslowakei) die Abtretung der Grenzgebiete Böhmens (Sudetengebiete) an Deutschland verfügt, [Anmerkung des Übersetzers]

34 Macdonald war ein ehemaliger Anhänger Tuckers und lange Zeit Herausgeber von *The Truth Seeker*, einer führenden freigeistigen Publikation.

Baltimore. Ihre 23 Jahre alte Schwester studiert Tanz in Toronto.
Vaters Einstellung gegenüber dem Kommunismus änderte sich niemals auch nur ein bißchen, auch nicht gegenüber der Religion. Er war während seines ganzen Lebens sehr beständig. In seinen letzten Monaten rief er die französische Haushälterin herbei. Er sagte: „Ich möchte Sie als Zeugin dafür, daß ich auf meinem Sterbebett nicht widerrufe. Ich glaube *nicht* an Gott!“ An seinen Ideen war ich interessiert, sogar geistesverwandt. Aber ich war niemals wirklich eine Anarchistin. Ich glaube nicht, daß es jemals funktionieren wird. Zum Ende hin tat Vater dies ebensowenig. Er war sehr pessimistisch gegenüber der Welt und ihren politischen Aussichten. Aber er war immer optimistisch, was ihn selbst betraf, immer gut gelaunt und glücklich; er saß nie herum und grübelte, er war zufrieden damit, nach draußen in die Landschaft zu schauen und zu seinen Büchern. Er sang Hymnen der Sonntagsschule - *Rock of Ages* und Dinge dieser Art - und konnte keinen Ton halten. Er hatte den Ruf eines kalten Menschen. Aber wie sehr liebte er Mutter! Und er weinte leicht über alles Großartige.

Hier endet das Interview mit Oriole Tucker. Die Biographie ist übersetzt aus: Anarchist Portraits von Paul Avrich, Princeton University Press 1988, S.144-152

Uwe Timm

Quadratur des Kreises

Wer gewählt werden will, macht Versprechungen. Werden diese sehr überzeugend vorgetragen, verbunden mit einer gewissen Ausstrahlung, lassen sich Hoffnungen und Erwartungen auslösen, besitzen Politiker gute Chancen für einen Sitz im Bundestag, auch für einen Ministerposten, gegebenenfalls für die Übernahme der Regierungsverantwortung.

Wie auch immer, es sind weite Teile der Bevölkerung, die von den Parteien, von einer Regierung, einem Kanzler, der auch genügend Biß zeigt, wirtschaftliche, soziale und politische Veränderungen erwarten.

Das ist bei uns so, das ist in Frankreich nicht anders. Während in Deutschland der Bundeskanzler Helmut Kohl versprach, es würde sich bis zur Jahrtausendwende die Zahl der Arbeitslosen halbieren lassen, erwies sich der französische Premierminister Lionel Jospin nicht weniger großspurig, denn er wollte ja gewählt werden und da man in Frankreich die eigentlichen Probleme genauso tabuisiert wie hierzulande, handelte sich Jospin, nachdem er erfolglos regiert, beträchtlichen Ärger mit den Arbeitslosen ein, die jetzt Druck machen, in medienwirksamen Aktionen verdeutlichen, daß sie von Jospin Taten verlangen und erwarten.

Mit ihren Aktionen erreichten die Arbeitslosen, unterstützt von der französischen Presse sowie dem Fernsehen, öffentliche Aufmerksamkeit, zwangen sie Jospin, sich in der Frage Arbeitslosigkeit zu äußern, Erklärungen abzugeben, wie die Regierung dieses Problem lösen will und ob es für die Arbeitslosen auch mehr Geld gibt.

Die finanzielle Unterstützung für Arbeitslose in Deutschland, insofern sie noch Arbeitslosengeld beziehen, also noch keine Arbeitslosenhilfe, ist wesentlich höher, als das in Frankreich der Fall ist.

Zwar besitzen die Arbeitslosen die Sympathie ihrer Landsleute, aber auch die Beschäftigten in Frankreich sind kaum bereit, höhere Belastungen hinzunehmen, eine Kürzung ihrer Nominallöhne, um damit einen Beitrag zur Finanzierung der Arbeitslosigkeit zu leisten.
Deutschland und Frankreich sind verschuldete Staaten. Es wird zwar von den Folgen der Verschuldung gesprochen, davon, daß die BürgerInnen immer mehr Steuern für den Kapitaldienst aufbringen müssen, Politiker auf allen Ebenen den Staat als Selbstbedienungsladen nutzen, aber eine Geldverfassung, die einen monopolkapitalistischen Charakter besitzt, kostenträchtige staatliche Privilegien und Reglementierungen, all diese und weitere Themen werden tabuisiert.
Kommunen klagen, sie besäßen keine Mittel selbst für notwendige Investitionen, was im Klartext heißt, sie müssen noch mehr sparen, womit sie sich selbst als Jobkiller betätigen.
Das Zauberwort der Linken heißt "Arbeitszeitverkürzung". Nun gibt es keinen Zweifel daran, daß Arbeitszeitverkürzungen sinnvoll waren und sind, aber immer nur unter der Voraussetzung, daß entsprechende Vereinbarungen die betrieblichen Möglichkeiten berücksichtigen.
Ist dieses nicht der Fall, wird das Gegenteil erreicht, nämlich eine verschärfte Rationalisierung, um den Kostendruck abzufangen oder zusätzliche Kosten einzusparen.
In zahlreichen Branchen können die Beschäftigten schlicht in einer Stunde nicht mehr leisten, auch dann nicht, wenn sie über technische Hilfsmittel verfügen. Wird in diesen Bereichen die Arbeitszeit gesetzlich verkürzt, also staatlich geregelt, erhöhen sich die Kosten und damit die Preise für zahlreiche Dienstleistungen.
Was die mittelständischen Betriebe brauchen, um mehr Leute zu beschäftigen, ist eine Reduzierung von Kosten, d.h. weniger Steuern, Abgaben, Gebühren, geringere Kapitalkosten.
Gleiches gilt für die Kommunen, denn diese müssen ständig erhöhte Steuerlasten aufbringen, wozu dann noch die steigenden Kapitalkosten kommen. Länder und Gemeinden müssen sich auch noch darauf einrichten, daß sie Pensionskosten für die Beamten übernehmen müssen und da handelt es sich um eine Kostenlawine von über 200 Milliarden D-Mark.
Wer nicht bereit ist, sich mit diesen Problemen eingehender zu befassen, als es der Fall ist, sollte nicht, wie es Jospin versucht, die Menschen zu täuschen und ihnen Sand in die Augen zu streuen.
Ein Herr Geyer, Vorsitzender vom Deutschen Beamtenbund, wahrlich ein sehr reaktionärer Typ, Interessenvertreter einer Bevölkerungsschicht, die ihren erreichten Besitzstand zu sichern sucht, kam ganz plötzlich auf einen wahrhaft anarchistischen Gedanken, konnte er sich doch mit einem Pensionsfond für die Beamten anfreunden, wenn nur geringe Beiträge zu leisten wären, aber dieser Fond müßte sicher sein vor einem Zugriff der Regierung.
Immerhin, der Mann kennt die Regierung. Denn die Frage, ob und wie wir regiert werden, ist von sekundärer Bedeutung, daß wir regiert werden, die Aggression einer Regierung und damit

auch den Zugriff auf die Taschen der BürgerInnen als Normalität betrachten, ist das eigentliche Problem.
Den Staat wie jede andere Institution zu sehen, dieser Gedanke fehlt in der öffentlichen Diskussion. Das Bundessozialgericht in Kassel hat in einem Urteil bestätigt, daß die Regierung die Rentenkasssen für "versicherungsfremde Leistungen" verwenden kann, die Beitragszahler sich damit abfinden müssen, daß ihre Leistungen nicht vor einem Zugriff der Regierung sicher sind.
Wie eingangs gesagt, die Politiker schlagen sich an ihre soziale Brust, machen Versprechungen und da sie ja selbst immer nur ihre eigene soziale Frage lösen, müssen die BürgerInnen für diese Versprechungen bezahlen.
Auch die Besteuerung der Arbeit ist in Wahrheit Sklaverei. Wie sich BürgerInnen allmählich die Frage stellen, wieso werden unsere "Rentenbeiträge" versicherungsfremd verwendet, genauso dürfte mehr und mehr nachgefragt werden, was mit den Steuern geschieht, wohin diese verschwinden. Wenn ein Staat schon 2 Billionen D-Mark Schulden gemacht hat, allein mit den Kapitalzinsen die kommenden Generationen belastet, ist die These, wie sie auch von den Grünen vertreten wird, man müsse nur noch mehr Steuern eintreiben, Etikett "ökologisch", mehr als fragwürdig. So dienen auch die 5,00 D-Mark oder 10,00 D-Mark für einen Liter Benzin nur dazu, um die Haushaltslöcher zu stopfen.
Arbeitslosigkeit ist eine Frage der Finanzierbarkeit der Arbeit. Die Forderung nach Arbeitszeitverkürzungen mag publikum wirksam sein, aber einen Abbau der Massenarbeitslosigkeit wird es nur geben, wenn die Arbeit von den staatlichen Zwängen sowie den kapitalistischen Kosten befreit wird.
Unser System leistet noch Konsumwahl, grünen oder schwarzen Pullover, aber in fast allen anderen Lebensbereichen wurden die BürgerInnen entmündigt, haben sie den Anweisungen der Regierung Folge zu leisten.
Vertreter der Krankenkassen beklagen, daß sie keinen politischen Handlungsspielraum besitzen, um mit den Krankenhäusern und den Ärzten eigenständige Verträge abzuschließen. Stattdessen gibt es staatssozialistische Zwangsmaßnahmen, so erhöhte Zuzahlungen bei den Medikamenten, für einen Aufenthalt im Krankenhaus und weil die Länder ihre Krankenhäuser verkommen ließen, sind auch da Zahlungen von den Versicherten der gesetzlichen Krankenkassen zu leisten. Zwangsweise, versteht sich. Bei der Verwendung der Steuergelder, nur der Bund der Steuerzahler nennt zuweilen diese oder jene Verschwendung beim Namen, hält es die Regierung mit einem Kollektivismus, einem Prinzip der kostenträchtigen Gleichmacherei. So erhalten auch die Wohlhabenden das staatliche Kindergeld, womit diese wahrscheinlich die Tennis-und Reitstunden ihrer Zöglinge bezahlen.
Befreit von jeder Sachkompetenz, aber sehr interessiert an seinem warmen Platz im Bundestag, zeigte sich auch Herr Gysi von der PDS und nach einer Verwunderung darüber, warum die Wohlhabenden immer reicher werden, schwärmte er ostalgisch, dachte daran, wie schön es doch war, jedem Genossen seinen Posten, wobei er dann auf

seine Forderung kam, nämlich der Staat sollte mehr Leute in den "Staatsverwaltungen" beschäftigen.
Millionäre sollten mehr Steuern zahlen. Appelle an den Neid lassen sich vorteilhaft vermarkten, aber wer die Ursachen nicht antastet, die zu einer einseitigen Vermögensbildung führen, sollte lieber ganz schweigen. Weil man sich nicht mit dieser Frage befaßt, sollen die Feuerwehrleute in Hamburg 50 Stunden in der Woche arbeiten, weil Neueinstellungen nicht zu "finanzieren" sind, ein weiterer Stellenabbau unvermeidlich ist.
An der Zeit, daß die Benachteiligten, die Arbeitslosen und die Sozialhilfeempfänger, auch in Deutschland auf die Straße gehen, um auf sich aufmerksam zu machen.
Aber auch an der Zeit, daß sich jene Kräfte miteinander verbinden, die für eine Befreiung von der staatlichen Bevormundung plädieren, einen Zustand der wirtschaftlichen Unabhängigkeit für alle anstreben.

Jochen Knoblauch

Wir geloben...Krieg dem Krieg oder besser gesagt: Krieg dem Staat

Seine Macht zu demonstrieren ist - selbst wenn es unsinnig ist - ein Markenzeichen der Mächtigen. Direktiven durchdrücken, koste es was es wolle, sich beweisen gegenüber allen Widerständen.
Ein Beispiel unter vielen ist dafür sicherlich die öffentliche Vereidigung

von Rekruten. Das Säbelrasseln im öffentlichen Raum mit allen Tschingerassabum, weil eben der zum Töten ausgebildete Bürger in Uniform nicht die gewünschte Akzeptanz hat, wird sie eben mit aller Gewalt (im wortwörtlichsten Sinne) in die Öffentlichkeit gedrückt.
Der Stolper-Minister Rühe muß unbedingt was für seine Jungs tun, obwohl die Truppe selbst ja nun für genügend Gesprächsstoff in der Öffentlichkeit sorgt. In rechter Tradition schwört sich der Trachtenverein in die Großdeutsche Zukunft. Dem Herrn Minister reicht es nicht, wenn es Stimmen gibt, die lauthals dagegen protestieren, nein, er macht jetzt auch noch die „Linken“ dafür verantwortlich, daß sein Saustall sich nazimäßig in öffentliche Berichterstattungen drängelt. Auch das hat Tradition, wurden doch schon mal die Pazifisten dafür beschuldigt, daß es überhaupt zu einem 3. Reich kommen konnte. Sein Argument: wenn mehr Linke in der Bundeswehr das Töten, Saufen und Sichlangweilen (neben Zucht & Ordnung) lernen würden, wäre der rechte Haufen ausgeglichener. Die KPD/ML propagierte ja bereits in den 70er Jahren im ähnlichen Tenor, daß die Proletarier an den Waffen des Kapitals geschult werden sollten. Die RAF hat es allerdings auch ohne das geschafft, wenn sie sich auch militärisch geschlagen geben mußten.
Eine Misere. So sind doch schon die Wehrdienstverweigerer daran schuld, daß es überhaupt noch eine Wehrpflicht gibt. Denn die Wehrdienstverweigerer, die den größten Teil der Kriegsdienstler stellten, werden benötigt, um das soziale Netz in Altenheimen, Kindergärten und sonstigen Einrichtungen nicht zum Reißen zu bringen, weil der Staat eben mit diesen billigen Arbeitskräften rechnet.
Berlin, zumindest Westberlin, war 40 Jahre frei von deutschen Soldaten, und die Alliierten hielten sich vornehm zurück, bis auf ein alljährliches Kettengerasssel auf der ehemaligen Hauptstadtachse, welches allerdings zunehmend auch von Protesten begleitet war.
Nach der schreienden Geschmacklosigkeit eines Fackelzuges am Brandenburger Tor (8. September 1994), wo sich die Bundeswehr den großen Zapfen streichelte (Lieber ein warmer Bruder, als ein kalter Krieger!) wurde am 31. 5. 96 die erste öffentliche Vereidigung in Berlin vor dem Charlottenburger Rathaus lautstark gestört. Die Normalität des Ausnahmezustandes wurde geprobt. Oberbürgermeister Diepgen ließ sich sogar in einer durch Pfiffen gestörten Rede zu dem Schwachsinn hinreißen von der Anknüpfung von Traditionen zu reden. Da er ja vermutlich nicht die Aufmärsche der NVA (Nationale Volksarmee der DDR) meinte, können ja nur die Aufmärsche und Vereidigungen der Hitler-Armee gemeint sein. Schönen Dank auch.
Nun hat sich Rühe für den Tag des Mauerbaus und dem alljährlichen Aufmarsch Ostberliner Betriebskampfgruppen, in Anknüpfung an Traditionen, den 13. August 1998 ausgesucht. Ort des Geschehens, diesmal das Rote Rathaus in Berlin Mitte, welches wenigstens, als Regierungssitzes des Berliner Senates eine Bannmeile hat. D.h., daß diesmal das öffentliche Gelöbnis wohl ohne Öffentlichkeit auskommen muß, die ja eh nur stört. Eine nochmalige massive Störung wollen sich die Mächtigen nicht antun, zumal ja unser

Berliner Innensenator ein Ex-General ist.
Die GegnerInnen des (von mir aus demokratischen,was die Sache um keinen Deut besser macht) deutschen Militarismus werden sich anstrengen müssen, ihren Unmut gegen dieses Spektakel deutlich zu machen. Mit Phantasie und taktischem Geschick wird es uns schon gelingen, zumal Rühe inzwischen schon wieder nachdenkt deutsche Soldaten in die Weltgeschichte (sic!) zu schicken. Wie wärs den mal nach dem Einsatz in Ex-Jogoslawien mit dem Irak? Wenn deutsche Waffen schon in aller Welt töten, warum dann nicht das Bedienungspersonal gleich hinterherschicken?
Das Wutpotential könnte sich noch um einiges erhöhen, dank der GenossInnen von der klassischen Verräterpartei (SPD). Nachdem einige aus den SPD-Reihen an dem Datum rumzumäkeln hatten (besonders der Vorzeige Ossi Thierse), tritt der inzwischen, nicht nur bartlose, Scharping dafür ein, daß die SPD sich auch an einem 13. August an die Seite (und in die Tradition) des deutschen Militarismus stellen sollte (vgl. Berliner Zeitung vom 31.1. / 1.2. 98). Trillerpfeiffen und heisere Kehlen werden hier nicht mehr ausreichen, um dieses Militaristentreffen zu boykottieren.
In ungewollt hellseherischer Weise habe ich in der letzten Espero ein Zitat von John Henry Mackay aus seinem Buch „Abrechnung“ von 1932 auf die Seite 35 eingefügt, welches hier als Schlußwort nochmals unsere Position nur zu deutlich macht: „So lange es Staaten gibt wird es Kriege geben. Da aber Staaten noch lange bestehen werden, wird es noch lange Kriege geben, Kriege, die sich erfahrungsgemäß an Scheußlichkeit, Grausamkeit, Wildheit und Raffiniertheit in den angewandten Mitteln, wenn auch wohl nicht mehr an Dauer, übertreffen werden. Der Kampf sollte daher nicht in der Folge: dem Kriege, sondern der Ursache: dem Staate gelten. Nicht ‘Krieg dem Kriege!’ sondern ‘Krieg dem Staate!’ müßte es heißen.“
In dem Sinne.

Rezensionen

Thema: Faschismus

Uwe Timm
Was ist eigentlich Faschismus?
Edition Anares Bern, 1997
64 Seiten / 10,- DM

Den intellektualisierenden Salonrebellen der sogenannten 68er-Bewegung standen zwei bevorzugte Feindbilder zur Verfügung: das des "Imperialismus" und das des "Faschismus". Und so, wie es dem Selbstverständnis jener militanten Jungrevolutionäre entsprach, lateinamerikanische oder chinesische "Freiheitskämpfer" und "Führer" (die ihrem wahren Wesen nach im harmlosesten Fall Illusionisten waren) in den Rang glorifizierter Identifikationsfiguren zu erheben, so zählte zu diesem Selbstverständnis die Etikettierung als Antiimperialist und An-

tifaschist. Während der erstgenannte Begriff heute nur noch vergleichsweise selten Verwendung findet, hielt sich die Standardvokabel "Antifaschismus" hartnäckig am Leben. Was also liegt näher als eine präzise Zuordnung des Begriffs "Faschismus". In der Tat wird über diesen unvermindert referiert und geschrieben. Letzteres zumeist in langatmig und "gelehrt" wirkenden Büchern, die freilich nicht selten zur Vernebelung oder (noch schlimmer) zur Rechtfertigung eigener totalitärer Positionen statt zur Klärung beitragen.

Vom Gros derartiger, oftmals in bemühendem Soziologenjargon geschriebenener, Publikationen hebt sich Uwe Timms hervorragende, allgemeinverständliche Darstellung " Was ist eigentlich Faschismus?" positiv ab.

Gliederung in die zwei Hauptteile "Faschismus und Nationalsozialismus" und "Die Linke und der Faschismus" verweist auf wesentliche Punkte, die in der landläufigen "Faschismusdiskussion" meist betulich zerredet werden: "Der Begriff "Faschismus" wird von manchen Linken mit Vorliebe dann verwendet, wenn sie ihre eigene Position nicht kritisch vertreten können, sie erreichen wollen, daß weltanschaulich oder politisch Andersdenkende "kaltgestellt" oder zumindest mundtot gemacht werden."

In einem historischen Exkurs legt Uwe Timm die unterschiedlichen weltanschaulichen Ursprünge und Positionen vom italienischen Faschismus (und analoge Diktaturen) einer - und deutschem Nationalsozialismus andererseits dar. Dabei geht es - auch hinsichtlich der Darstellungen abweichender Strategien - keinesfalls um Beschönigungsversuche, sondern allein um präzise Zuordnungen. Da des Autors Kindheit in die Zeit des Dritten Reiches fiel, werden Geschehnisse jener Schreckensjahre aus der Sicht persönlicher Erfahrungen erhellt. Konkrete Fakten und Darlegungen zeitgeschichtlicher Hintergründe werden in umsichtiger Weise miteinander verbunden.

Im zweiten Teil "Die Linke und der Faschismus" erhebt sich für den Autor die Aufgabe, das wuchernde Gestrüpp einer Dialektik zu durchdringen, welche die Argumentation jener "Linken" bestimmt, die "einen sogenannten Antifaschismus propagieren, ohne ihre eigene Geschichte zu reflektieren" und die "ihr autoritäres Weltbild außerhalb der Diskussion stellen".

Zu den wahrhaft grotesken Konstruktionen zählt etwa des Marxisten Hans G. Helms krampfhafte Bemühung, Max Stirner als "kleinbürgerlichen Faschisten herauszuputzen".

Im Kapitel "Die Teufelaustreibung in Sowjetrußland und ihre Folgen" wird anhand von Fakten die Einsicht untermauert, daß Kommunismus und Nationalsozialismus sich sowohl ihrem Wesen nach, als in ihren Methoden an Inhumanität und destruktiver Negation des Menschen als geistigem Wesen in nichts nachstehen.

Der Autor vermag aber auch überzeugend darzulegen, daß sich diese Totalitarismen nicht allein hinsichtlich ihrer Inhumanität, sondern auch des Maßes an offensichtlichem ökonomischen Dilettantismus ähneln. Zentrales Element ist und bleibt freilich ein beiden Ideologien gemeinsames bewußtseinsmäßig eingengtes Menschenbild. Dazu äußert Uwe Timm in seiner Schlußbetrachtung:

"Antifaschismus besitzt nur dann eine Glaubwürdigkeit, wenn damit Alternativen für eine Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung verbunden werden, die jedem Totalitarismus den Nährboden entziehen und eine permanente Evolution der Freiheit und Sicherheit des Bürgers vor staatlicher Willkür garantieren."
Mit Uwe Timms lehreichem und weiterführendem Essay steht nicht nur ein wertvoller und weiterführender Beitrag zur Klärung eines vieldeutigen Begriffs zur Verfügung - die Schrift regt auch zu eigenen assoziativen Reflexionen an, etwa über die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen des Totalitarismus und in diesem Zusammenhang etwa die verhängnisvolle Rolle der Philosophie Hegels. Dieser bot in nicht geringem Maße - sowohl bezüglich ihres verabsolutierten Fortschrittsoptimismus als ihrer Staatsvergottung - geistiges Rüstzeug für Totalitarismen kommunistischer und nationalsozialistischer Ausprägung.

Hanns Schaub

Anmerkung der Redaktion:
Auf diesem Wege möchten wir Hanns Schaub, der der Mackay-Gesellschaft über Jahrzehnte ein treuer Weggefährte war alle guten Wünsche übermitteln und eine baldige Genesung.

Wahlverwandtschaft

„Erlösung und Utopie“ - Michael Löwy schreibt von der Wahlverwandtschaft zwischen jüdischem Messianismus und libertärem Denken zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Mitteleuropa.

Michael Löwy, Erlösung und Utopie.
Jüdischer Messianismus und libertäres Denken
Karin Kramer Vlg. Berlin 1997
DM 45,-/ 303 Seiten

Walter Benjamin ein Anarchist? Franz Kafka ein Anhänger Bakunins? Erich Fromm ein libertärer Adept? Nein, wer Löwys Studie so lesen wollte, würde fehlgehen! Die zentrale These des Pariser Soziologen ist dafür zu spannend. Unterstellt wird, daß zahlreiche jüdische Intellektuelle zu Beginn dieses Jahrhunderts in Mitteleuropa gar nicht anders konnten, als ihre Identität in einer Dialektik - Löwy nennt es „Wahlverwandtschaft“ - von jüdischem Messianismus und libertärem Denken zu suchen.
Der Bogen dieser, von Löwy vielleicht allzu harmonisierend und gleichschaltend, gespannten Sehne reicht von Franz Kafka, dem scheinbar unpolitischen und an der Wirklichkeit zerbrechenden Literaten bis zu Gustav Landauer, dem erklärten Anarchisten. Zwischen diesen zwei Extremen bewegen sich andere. Unterschiedliche Persönlichkeiten wie Ernst Bloch, Martin Buber, Gershom Scholem, Leo Löwenthal, Franz Rosenzweig, Erich Fromm, Georg Lukásc und vor allem, sozusagen im „Auge des Taifun“: Walter Benjamin. Obschon viele der Genannten sich untereinander kannten, teilwei-

se auch enge Freundschaften miteinander unterhielten, (wie Scholem mit Benjamin oder Buber mit Landauer), so will Löwy doch zeigen, daß jeder dieser Denker auf jeweils sehr originären Wegen zu dieser gemeinsamen, wahlverwandtschaftlichen Plattform von Messianismus und libertärem Denken gefunden hat.

Alle hier von Löwy untersuchten Autoren hatten einen gleichen Ausgangspunkt: diese besondere mitteleuropäische Atmosphäre, die nahezu jeden Juden vor die Frage von Assimilation und Zionismus stellte. Es war diese soziale Lage, die das Bewußtsein in eine Beziehungssuche von Politik und Religiösität drängte. Immerhin beobachtete Max Weber um 1910 nicht von ungefähr, daß jüdische Intellektuelle ab Mitte des 19. Jahrhunderts eine wichtige Rolle bei der Formulierung und Gestaltung subversiver Ideen spielten.

Was aber ist für Löwy der gemeinsame Nenner von libertärem Denken und jüdischem Messianismus? Vor allem: das Wechselspiel von restaurativen und utopischen Kräften, die in beiden Wahlverwandten ständig virulent, prägend und leitend sind. Es ist ein Hoffen auf Wiederherstellung des Goldenen Zeitalters, bei gleichzeitiger Sehnsucht nach der ganz neuen, anderen, befreiten Gesellschaft. In der Folge sieht Löwy eine soziokulturelle Dynamik am Werden, die einerseits religiöse Phänomene politisch wirksam werden läßt und andererseits sozialen Utopien religiöse Spiritualität eingibt: „In diesem Moment entsteht als neuer Impuls die libertäre Prophetie, die Verheißung einer *restitutio in integrum* über das weltliche Mittel der Revolution. [...] Bei mehreren der von uns hier untersuchten Autoren zielt die Dynamik der Wahlverwandtschaft auf diesen höchsten Punkt; in einigen Fällen scheint sie ihn hier und da zu erreichen.“

Mittels dieses Hintergrundes scheint es Löwy zu gelingen, selbst scheinbar Fernstes miteinander zu verbinden. Bloch, Benjamin, Lukács und Löwenthal werden trotz ihrer Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei eine verinnerlichte, libertäre Grundhaltung unterstellt. Löwy zitiert Äußerungen von Gershom Scholem aus den 70er Jahren, in denen sich dieser ein „religiöser Anarchist“ nennt. Von Franz Kafka weiß er zu berichten, wie dieser 1912 bei einer anarchistischen Kundgebung gegen die Hinrichtung des Pariser Anarchisten Liabeuf von der Polizei verhaftet wurde. Schließlich beschreibt er Benjamins Bakunin-Begeisterung. Kritische Leser könnten hier Löwy zu Recht fragen, ob aus dem Einzelnen zwangsläufig das Allgemeine folgt bzw. inwieweit kann eine Affinität zur libertären Idee einen Menschen notwendigerweise zum Libertären machen?

Im Zentrum von Löwys Untersuchungen steht der Versuch bei allen von ihm untersuchten Autoren diesen besonderen *Blick zurück nach vorn* freizulegen. Dieses Neue, das aus dem Ineinander von restaurativem und utopischem Denken erwächst. Er stellt fest, wie einig sich alle die für ihn nur scheinbar disparaten Denker vor allem in ihrer rigorosen Zivilisationskritik waren. In tiefer Wertschätzung romantischer und damit einhergehend, mittelalterlicher Gemeinschaftsvorstellungen, mißtrauten sie der Industrialisisierung, dem Fortschrittsparadigma überhaupt: „Alle Hoffnungen, Wünsche

und Träume der *Parias*, der von der Geschichte Ausgeschlossenen, haben im historischen Messianismus ihren Ausdruck gefunden. Er ist romantisch, weil er die Welt wieder verzaubern, den Geist der *Gemeinschaft* und die zerstörte Harmonie zwischen Mensch und Natur wieder ins Leben rufen möchte. Die Kultur soll erneuert werden als ein Universum *qualitativer* Werte, mit denen sich kein Handel treiben läßt und die nicht *quantifizierbar* sind."

Es ist diese Geisteshaltung, in der sich, laut Löwy, Ernst Blochs Studie über Thomas Müntzer, Gustav Landauers Meister Eckart-Übersetzung, Martin Bubers Legende des Baal Schem, Franz Kafkas Schloß-Roman, Leo Löwenthals Dissertation über Franz von Baader und Walter Benjamins Thesen über den Begriff der Geschichte begegneten. Im Kampf gegen die Katastrophen der modernen Welt fügten sie sich ineinander zu einer eigenen neuen Stimme, die mit neoromantisch allein, falsch definiert wäre. Diese Stimme äußerte sich in Gestalt eines bunten und wilden Widerspruchs gegen das Dogma vom evolutionären Fortschritt. Ein Dogma, das in der Regel eilfertig die geschichtliche Erfahrung aller Unterdrückten ignoriert. Löwy will zeigen, daß die genannten jüdischen Intellektuellen auf besondere Weise in der menschlichen Zeit standen und fühlten, daß sie dafür prädestiniert waren, vieles voraus- und vorherzusehen.

Bei aller berechtigten Kritik, die vor allem die pauschalisierende Herangehensweise Michael Löwys treffen muß, so öffnen seine Thesen doch einen weiten und neuen Horizont. Landauers Ahnungen vom Ersten Weltkrieg, Benjamins Vorhersagen über den Faschismus, wie auch Kafkas Beschreibungen von der endlosen Unausweichlichkeit können mit dieser Studie nicht länger mehr als singuläre Prophetien verstanden werden. Sie erscheinen im Kontext von anarchischem wie messianischem Denken, über die Wahlverwandtschaft von Restauration und Utopie, keineswegs zufällig, sondern als deren notwendige Folge.

Der Nationalsozialismus hat diesem Denken in Mitteleuropa weder Haus noch Wurzeln gelassen und damit die Gesellschaften um grundlegende Augen, Gefühle und Stimmen beraubt.

Als Michael Löwys Buch 1988 unter dem Titel „Rédemption et utopie. Le judaisme libertaire en Europe centrale" in Paris erschienen war, wurde es von der deutschen Öffentlichkeit nicht wahrgenommen. Hoffentlich ein Zufall. Kein Zufall ist sicherlich, daß jetzt die Übersetzung im Berliner Karin Kramer Verlag, dem wohl renommiertesten deutschen libertären Verlag, erschienen ist.

Thorsten Znih

Mitteilungen

FLI-Treffen

Das 6. FLI-Treffen (Forum für libertäre Informationen) findet vom 10. - 14. Juni in Wiesen im Spessart statt.
Vorbereitungspapiere, Informationen und Anmeldung gegen 1,10 DM Rückporto an/bei:
FLI c/o H.-W. Meeuw
Postfach 3643
26026 Oldenburg

Gegen den Wahlfang

Was einem so alles in den Briefkasten flattert. Da schreibt uns der Präsident (!) des statistischen Bundesamtes, und bietet die Hilfe seines Amtes uns an, da „das Jahr der nächsten Wahl zum Deutschen Bundestag (...) für Sie als Journalist von besonderer Bedeutung“ sei. Und er möchte uns unterstützen, in dem er seine Internet Wahl-Homepage empfiehlt. Wem es also interessiert: http://www.statistik-bund.de/wahlen.
Vor kurzem habe ich da angefragt, weil ich einige Zahlen haben wollte, aber keine Antwort bekommen.
Unsere Empfehlung: Urnen gehören auf den Friedhof!
oder zumindest: Erich Mühsam; Der Humbug der Wahlen. Klaus Guhl Verlag Berlin. 56 S. / 6,--DM (auch über die Espero-Redaktion erältlich, plus 1,50 DM Porto in Briefmarken)

Ärzte ohne Grenzen

Post bekamen wir auch von der Organisation Ärzte ohne Grenzen e.V. mit der Bitte um Abdruck einer ihrer Anzeigen (wir könnten zwischen 13 verschiedenen wählen). Wir drucken aber keine Anzeigen ab, d.h. sie haben sich nicht mal unsere Zeitschrift angeguckt, hauptsache ihre Anzeige wird kostenlos publiziert. Nun ja, das ist deren Angelegenheit, und die Sache selbst ist auch nicht die schlechteste.
„Wir brauchen schelles Geld! Für Menschen in Not. Denn Kriegsverletzte und Kranke können nicht warten. ... Unterstützen Sie uns!“
Ärzte ohne Grenzen e.V.
Lievelingsweg 102
53119 Bonn

Spendenkonto:
Sparkasse Bonn
BLZ 380 500 00

Ich mache keine Witze mehr über Kohl.
Ich lache gleich über ihn

Wolfgang Neuss

Antiquarische Bücher

Der Antiquariatskatalog Nr. 8 von Anares ist soeben erschienen. Er enthält über 1500 Titel mit den Schwerpunkten: Soziale Bewegungen des 20. Jhdts., Anarchismus / Sozialismus, Prodressive Literatur, Pädagogik & (Anti-) Faschismus.
Zu beziehen über:
Anares Nord
Postfach 2011
31315 Sehnde
Fax: 05132 / 93 833

Gratulation dem „Einzigen“

Am 3. 2. 1998 erscheint die erste Ausgabe einer neuen Zeitschrift für Stirnerianer und

Engertianer mit dem historisch anspruchsvollen Titel „Der Einzige“. Die Herausgeber dieser neuen Vierteljahresschrift Kurt W. Fleming und Bernhard Piegsa legen in ihrem Editorial wert darauf, daß sie ein eigenes Profil erlangen möchten. Wir bitten darum, und wünschen ein gutes Gelingen, denn Espero fühlt sich etwas als Pate.
Aus dem Inhalt der ersten Ausgabe: Eine biographische Skizze zu Dr. Rolf Engert, Auszüge aus Engert-Texten, von Frau Ursula Engert über Nietzsche, Stirner und Stekel, Herbert Gebert über Stirner und ein kurzes Vorwort von Jack Friedland zu Stirner.
Das 20seitige Heft kostet 5,-- DM / Abo 20,--DM pro Jahr. Bezug:
Max-Stirner-Archiv
c/o Kurt Fleming
Eisenacher Str. 33
04155 Leipzig

Espero - Sondernummer Heft 1:

Markus Henning
MAX STIRNERS EGOISMUS
40 S. / 5, --DM / Originalausgabe
300 numerierte u. signierte Exemplare

Espero-Sondernummer Heft 2:

Alfredo Bonanno
Max Stirner und der Anarchismus
30 S. / 6,--DM / Originalausgabe

NEU * NEU * NEU * NEU * NEU
Espero-Sondernummer Heft 3:

p.m.
Der arbeitsfreie Mittwoch /
Für eine planetare Alternative
ca. 30 S. / 5,--DM

Espero-Sondernummer Heft 4:

Uwe Timm
Was ist eigentlich Faschismus
61 Seiten / 10,--DM /Originalausgabe

Espero-Sondernummer Heft 5:

Harry Rosina
Jean Améry - P-R-A-U-S-T oder: Der Letalfaktor
ca. 30 S. / ca. 5,--DM /
Originalausgabe

+ 1,50 DM Porto in Schein/Briefmarken

Bezug über die Espero-Redaktion.
Wiederverkäuferinnen erhalten Rabatt.